

Zeitgemäße Lebensangebote für Menschen mit Anrecht auf Eingliederungshilfe

Wandlung zum Gemeinwesen

Von Hans-Werner Lossen



Hans-Werner Lossen ist seit über 37 Jahren »Gemeinschafter«, davon 26 Jahre geschäftsführender Vorstand in der *Lebensgemeinschaft Münzinghof*. Dorfgemeinschaft als Gemeinwesen erlebbar und gesellschaftlich wahrnehmbar zu machen, ist ihm ein großes Anliegen. Herr Lossen wurde 1997 in den Vorstand unseres Verbandes gewählt und nimmt seit 1999 am Kontaktgespräch der fünf Fachverbände der Behindertenhilfe teil. Er vertritt unsere Positionen als Kurator der *D. Ludwig Schlaich Stiftung* in der *Diakonie Stetten*, als Beirat der *HEP-Schule der Diakonie Rummelsberg*, im Sozialhilfeausschuss und Beirat der *ARGE Nürnberger Land*. Seit September 2006 hat er den Vorsitz in der *Stiftung Lauenstein* von der Stifterin, Frau Lieselotte Schnell, übernommen.

Hinter dem grundrechtlichen Benachteiligungsverbot behinderter Menschen, hinter der Forderung der gleichberechtigten Teilhabe, hinter der Subjekt- statt der Objektfinanzierung und hinter »ambulant vor stationär«, also dem Grundsatz, dass im kommunalen Raum Platz für einen jeden sein müsse, hinter all dem steht eine positiv zu bewertende humanitäre Haltung, die auf einen gesellschaftlichen Reifeprozess hindeutet.

Der Gesetzgeber allgemein und der Sozialpolitiker im Besonderen halten die Gesellschaft für bereits fähig, den bisher Ausgegrenzten, Bevormundeten, Benachteiligten, Behinderten weg vom Rand in ihre Mitte zu nehmen. Noch weiter geht die UN-Konvention zum Schutz der Rechte von Menschen mit Behinderung, die Anforderungen an die Gesetzgeber der ratifizierenden Staaten stellt, die, trotz unserer weitgehend vorbildlichen Gesetzgebung – zum Teil bei uns bei weitem noch nicht vorgesehen sind.

Also, ist das die Lebenswirklichkeit, die wir wahrnehmen? Sicher so nicht!

Zum einen gibt es nichts, was »Gesellschaft« einfach so kann, ohne es eingesehen, gelernt, geübt zu haben. Zum Anderen besteht Gesellschaft aus einzelnen Menschen, die sind sehr verschieden und nicht alle von Toleranz, Akzeptanz und Wohlwollen gegenüber dem Andersartigen geprägt, seien es Punks, Ausländer, Schwule oder Behinderte. Das heißt, auf dem gesellschaftlichen Lern- und Übungsweg wird es Opfer geben. Wie viele das werden und wie hart es sie trifft, hängt davon ab, wie ernst es dem Politiker mit der gleichberechtigten Teilhabe ist und welche Hilfen die Einrichtungen und Dienste der Behindertenhilfe für einen solchen Prozess bieten. – Nur verharren und beharren auf den erreichten Standards, sie verteidigen und diejenigen einfach ziehen lassen, die dem Credo der Ambulantisierung, der Marktautonomie, die schon alles richten wird, und der Verlockung eines Persönlichen Budgets folgen, das reicht nicht!

Was also ist und wird die Aufgabe der Einrichtungen und Dienste, was im Besonderen wird Aufgabe der Leistungsanbieter in unserem Verband sein?

Da nenne ich als Erstes: Einsicht. Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge, in der die Eingliederungshilfe als Teil der Sozialhilfe nur einen

kleinen Part spielt. Einsicht, dass das, was uns beschäftigt und umtreibt, nicht zentral im Focus der gesamtgesellschaftlichen Umbauprobeme steht – demografischer Wandel, Globalisierung, Schere zwischen Arm und Reich, die Tatsache, dass Einkommen aus Arbeit nicht mehr für jeden verfügbar ist usw. Das heißt nicht, dass wir nicht eintreten sollen für die Rechte behinderter Menschen, den Bestand des Erreichten nicht sichern und einfordern dürften. Aber in dem Wissen: Die von Armut bedrohte allein erziehende Mutter, der Wohnsitzlose, der Hartz IV-Empfänger, denen allen geht es erheblich schlechter als jedem, der in einer unserer Gemeinschaften lebt! Also: Diesen Personenkreis innerlich mitdenken, Augen auf für das, was uns umgibt, Einfluss nehmen, sich in helfende Netze einbringen. Sich als Arbeitgeber um die allein erziehende Mutter, den Hartz IV-Empfänger kümmern, ihr und ihm eine Tätigkeit anbieten. Wir z.B. beschäftigen derzeit drei Menschen mit einer Behinderung in ihrem biographischen Hintergrund im 1. Arbeitsmarkt.

Aber auch kleinere Aktivitäten ohne personelle Konsequenzen lassen sich denken: die »Tafel« bedienen, Mitmachen bei Umweltaktionen wie die Säuberung des Flusstals in der Kommune, auf den Betriebsausflug einmal verzichten und das Geld in die Flutopferhilfe spenden. Und diese Aktionen auch wahrnehmbar machen!

Als Zweites: Öffnung und Transparenz. Bezeichnen wir unsere Gemeinschaften als Kulturorte, dann bitte nicht nur exklusiv und im eigenen Saft. Stellt Eure schönen Säle auch für Veranstaltungen anderer zur Verfügung und ladet andere ein, Eure Angebote wahrzunehmen. Warum nicht einmal eine Stadtratssitzung in der Gemeinschaft? Die Mitgliederversammlung des Gesangvereins im Saal und die Bewohnerinnen und Bewohner der Gemeinschaft als interessierte Gäste?

So erlebt der Gast den Menschen mit Behinderung an dessen eigenem Lebensort und im Kontext von dessen »normalem« Alltag zum Beispiel gar nicht als »behindert« und fragt sich, warum er denn in einer solchen Einrichtung leben »muss«. Eine Superfrage, auf die es eine Superantwort gibt: Wieso muss? Ich lebe hier, weil ich hier leben will!

Ein Drittes: Die Marktlücke oder das moderne »Alleinstellungsmerkmal«. Wozu werden wir (noch) gebraucht in dieser Gesellschaft im Wandel? Zum Beispiel für den Wandel selbst. Es ist auch der Rehabilitationserfolg der so genannten vollstationären Einrichtungen, dass Politik und Gesellschaft bereits anfangen zu glauben, man brauche sie nicht mehr! In unseren Gemeinschaften, die das Prinzip der Wahlfamilie in Konzept und gelebter Wirklichkeit haben, in denen also Menschen mit und ohne umschriebenen Hilfebedarf ihre Häuslichkeit miteinander teilen, wird im Windschatten der Institution etwas gelebt, was beispielhaft sein kann für einen nicht institutionalisierten gesellschaftlichen Kontext: Wenn das frei gewählte familiäre Miteinander – institutionell erübt – funktioniert, vielleicht sogar beispielhaft funktioniert, warum sollen dann nicht die Frau Oberstudienrätin und der Herr Bezirksschornsteinfegermeister auch auf die Idee kommen, ihr Haus für 2, 3 Menschen mit Hilfebedarf zu öffnen, wenn die Kinder flügge geworden sind. Oder: wie denn sollen junge Menschen, aus dem Elternhaus und von der Schulbank kommend, auf ihre Selbständigkeit im Wohnen mit aufsuchender Hilfe vorbereitet werden? Sie einfach sich selbst überlassen oder den Eltern den Loslöse- und Befähigungsprozess aufzubürden, ist contraindiziert: Sie würden ihre Nachbarschaft binnen kurzem und auf Jahre verbrennen! Dafür gibt es Beispiele.

Hier könnte sich die Gemeinschaft anbieten und dafür stark machen: einige Jahre der Befähigung mit besonderen Angeboten für junge Leute, wie die Jugendhilfe so etwas beispielhaft vormacht. Nicht immer dieses schwergängige »lebenslänglich«, was bei »Familie als Schicksalsgemeinschaft« oftmals mitschwingt und vom 20-, 25-Jährigen doch nur als bedrohlich empfunden werden kann.

Als Viertes: – Wählen lassen. Alternativen zur Auswahl anbieten, wo immer es geht – und es geht immer! Das gilt auch und besonders für den Menschen mit sehr hohem Hilfebedarf! Greift er nach dem Apfel



oder der Mandarine, lockt der rote oder der gelbe Handtrainer-Igel, das weiße oder das lila Veilchen für die Fensterbank? Wählen können, sich entscheiden müssen – da läuft unterschwellig im Erleben ungeheuer viel Wertvollstes mit, was Sie anders gar nicht vermitteln können: Selbstwertgefühl. Ich bekomme nicht irgendetwas, ein Minimum, sondern habe die Wahl. Aber auch: Ich krieg' nicht alles, ich muss aussuchen. Ich habe die Qual der Wahl. Wohin ich nicht greife, das entgeht mir. Ich werde wahr- und ernst genommen. Man gibt mir Zeit. ICH habe die Wahl, auf MICH kommt es an. Und ich kann morgen anders entscheiden.

So, nun noch ganz kurz, was das mit einem anthroposophischen Fachverband zu tun hat? Zuerst einmal stellt sich die Frage der Begegnung in Augenhöhe. Ich nehme den Anderen wahr als ebenbürtig im Geiste. Ich begegne ihm mit Respekt. Ich biete mich an als Begleiter in doppelter Weise: Als professioneller Begleiter und als Mitmensch, der in Beziehung treten will. Udo Herrmannstorfer nennt das zutreffend und schön »Beziehungsdienstleistung«. Dass wir uns begegnet sind, dass wir in Beziehung zueinander treten, ist ein Schicksalsaspekt, der unter Umständen von großer, über dieses Leben hinausgehender Bedeutung ist. Unter Umständen! Aber ich kann nicht Karma denken und Karma mitgestalten wollen, wenn ich nicht die Schicksalsbeziehungen dieses einen besonderen Erdenlebens, meines Lebens klären und ordnen will. Die karmische Dimension wird erst anschaulich und von Bedeutung, wenn ich meine konkrete Erden-schicksalsbeziehung mit meinem Nächsten lebe und gestaltend erlebe. ☺